Zeitschrift: Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schwyz

Band: 109 (2017)

Artikel: Wägitaler Alltagsskizzen : ein Schwyzer Gebirgstal im 20. Jahrhundert in den Erinnerungen Rosa Schuler-Schwendelers und deren Mutter Julianna Mächler

Autor: Brändle, Fabian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-727402

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wägitaler Alltagsskizzen

Ein Schwyzer Gebirgstal im 20. Jahrhundert in den Erinnerungen Rosa Schuler-Schwendelers und deren Mutter Julianna Mächler

Fabian Brändle

Einleitung

Gebirgige Seitentäler werden oft mit Abgeschiedenheit, ja mit Isolation in Verbindung gebracht. Dort regiere der Geist des mit der Natur und der Scholle eng verbundenen, zähen, in sich selbst ruhenden «homo alpinus», lautet ein langlebiger Geschichtsmythos.[1] Die angebliche Isolation der Zentralschweiz wurde während und nach dem Zweiten Weltkrieg durch das von beinahe sämtlichen Parteien mitgetragene Ideengebäude der Geistigen Landesverteidigung und den so genannten Réduit-Gedanken weiter verstärkt.[2]

Der Zürcher Mittelalterhistoriker Roger Sablonier (1941–2010) hat indessen dezidiert auf die mannigfachen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verflechtungen der Zentralschweiz hingewiesen.[3] Der Autor des folgenden Beitrags mag sich an eine Vorlesung des bisweilen provokativ argumentierenden Mediävisten erinnern, worin er das spätmittelalterliche Uri beinahe spöttisch als ein «lombardisches Alpental» bezeichnet hat. So wichtig war in dieser Zeit der Vieh-, Pferde- und Käseexport in die wohlhabende oberitalienische Städtelandschaft, namentlich in die lombardische Grossstadt Mailand. Für die frühe Neuzeit hat der Historiker Nicolas Disch in seiner Dissertation anhand des Beispiels Engelberg diesen Befund nachhaltig bestätigt und unter anderem auf die Bedeutung des Viehtriebes nach Como oder Mailand (die so genannte «Welschlandfahrt») sowie auf die überragende Stellung des Soldhandels für die jungen Zentralschweizer Männer verwiesen.[4] Kaum erwachsene Zentralschweizer gelangten als Söldner in ferne Länder, hauptsächlich nach Italien, Frankreich und Spanien, wo sie Fremdsprachen erlernten und mit fremden Kulturen sowie Mentalitäten in Berührung kamen.[5]

Näher an der Gegenwart bewegt sich der Tessiner Mikrohistoriker[6] Sandro Guzzi-Heeb in seiner Untersuchung eines

1 Vgl. Frizzi Ernst, Über den sogenannten «Homo alpinus», Braunschweig 1907. Vgl. die Auseinandersetzung mit diesem Mythos bei Zurfluh Anselm, Gibt es den Homo alpinus? Eine demographisch-kulturelle Fallstudie am Beispiel Uris (Schweiz) im 17.–18. Jahrhundert, in: Itinera, Fasc. 5–6/1986 [Wirtschaft und Gesellschaft in Berggebieten], S. 232–282; Zurfluh Anselm, Uri, Modell einer traditionellen Welt? Eine ethno-geschichtliche Studie über die Urner Mentalität. 17.–20. Jahrhundert, aus dem Französischen von Paul Zurfluh, Zürich 1994; Schumacher Beatrice/Hildbrand Thomas, «Wir sind keine Alpenfabeltiere!». Geschichte, Mythos und Identität im Kanton Uri – Gedanken zu einer Umfrage aus aktuellem Anlass, in: Traverse, 2/1995.1, S. 113–118.

2 Vgl. nun aus «aufklärender» Perspektive Maissen Thomas, Schweizer Heldengeschichten – und was dahintersteckt, Baden 2015.

3 Vgl. Sablonier Roger, Gründungszeit ohne Eidgenossen. Politik und Gesellschaft in der Innerschweiz um 1300, Baden 2008.

4 Vgl. Disch Nicolas, Hausen im wilden Tal. Alpine Lebenswelt am Beispiel der Herrschaft Engelberg (1600–1800), Wien 2012.

5 Das Standardwerk zum frühneuzeitlichen Zentralschweizer Soldhandel ist Suter Hermann, Innerschweizerisches Militär-Unternehmertum im 18. Jahrhundert, Diss. Universität Zürich 1971. Vgl. nun Hitz Benjamin, Kämpfen um Sold. Eine Alltags- und Sozialgeschichte schweizerischer Söldner in der Frühen Neuzeit, Köln 2015. Zum Spätmittelalter vgl. Rogger Philippe, Geld, Krieg und Macht. Pensionsherren, Söldner und eidgenössische Politik in den Mailänderkriegen 1494–1516, Baden 2015. Vgl. auch Landolt Oliver, Söldner- und Pensionenwesen, in: Geschichte des Kantons Schwyz, Bd. 2: Vom Tal zum Land 1350–1550, hg. von Historischer Verein des Kantons Schwyz, Zürich 2012, S.147–165; Büsser Nathalie, Militärunternehmertum, Aussenbeziehungen und fremdes Geld, in: Geschichte des Kantons Schwyz, Bd. 3: Herren und Bauern 1550–1712, hg. von Historischer Verein des Kantons Schwyz, Zürich 2012, S. 70–127.

6 «Mikrogeschichte ist eine geschichtswissenschaftliche Forschungsrichtung, die ihre Erkenntnis durch sehr detaillierte Analysen von relativ kleinen beziehungsweise überschaubaren Forschungseinheiten erzielt. Im Zentrum der mikrohistorischen Perspektive steht aber nicht das historische Detail an sich, sondern dieses wird benutzt, um aufgrund der genaueren Betrachtung der kleineren Einheit reichhaltigere und besser begründete Aussagen über Geschichte in grösseren Zusammenhängen treffen zu können.» (Mikrogeschichte, Wikipedia, https://de.wikipedia.org/wiki/Mikrogeschichte [Status: 12.8.2016].) Vgl. auch Ulbricht Otto, Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der frühen Neuzeit, Frankfurt a. M. 2009; Magnusson Sigurdur Gylfi/Szijarto Istvan M., What is Microhistory? Theory and Practice, London 2013.

Unterwalliser Tales an der Schwelle zur Moderne. Guzzi-Heeb betont einerseits die wirtschaftlichen und kulturellen Verflechtungen dieses Tales (Bagnes) und zeigt andererseits auf, dass die geografische Abgeschiedenheit einer eigenständigen Identität förderlich war.[7]

Wie der Wissenschaftler Guzzi-Heeb beschreibt die Wägitalerin Rosa Schuler-Schwendeler ihr Tal als einerseits offen für neue Einflüsse von aussen, andererseits als eigenen, konservativen, «Noviteten» kritisch gegenüberstehenden Mikrokosmos. In zwei reich bebilderten, weit mehr als 500 Seiten umfassenden Bänden äussert sich die 1932 geborene Autorin als präzise, sprachlich beschlagene, manchmal etwas derbe Chronistin ihrer ländlichen Lebenswelt.[8] Rosa Schuler-Schwendeler schöpft einerseits aus eigenen Erinnerungen, andererseits aus den memorierten Erzählungen ihrer Mutter Julianna Mächler («Marxä Beyters Julä») von der Schrah in alt Innerthal, einer begnadeten Erzählerin[9], sowie weiterer Wägitaler Männer und Frauen, Posthalter Schuler beispielsweise. Die Autorin verfügt offensichtlich über ein fabelhaftes Gedächtnis, denn sie kann ganze Gespräche rekonstruieren und auf diese Art und Weise lebhaft die damalige Kommunikation schildern. In Märchler Mundart entstand auf diese Art und Weise ein spannender, wenig strukturierter, manchmal anekdotenhafter Text, der dem Alltags- und Sozialhistoriker Schneisen für differenzierte Fragestellungen schlägt.

Schuler-Schwendeler schreibt aber nicht nur inspiriert von mündlichen Erinnerungen. Sie hat auch schriftliche Quellen, den «March-Anzeiger» beispielsweise oder auch lokalhistorische Literatur, hinzugezogen und verweist in Fussnoten präzise darauf, avanciert also zur eigentlichen zumindest halbprofessionellen Historikerin ihres Heimattals. Dieser Umstand ist für Selbstzeugnisse «kleiner Leute» gar nicht selbstverständlich, denn oft lassen sich deren mündliche Quellen nicht eindeutig von nachträglich Erlesenem trennen.[10] Als wie zuverlässig sind nun Schulers Erinnerungen einzuschätzen? Tatsächlich, so auch die einschlägige Forschung, ist der «Schleier der Erinnerung»[11] (Johannes Fried) oft nur schwer zu heben; sie generell als falsch zu interpretieren, ist jedoch unrichtig. Im Gegenteil, Selbstzeugnisse liefern just dort Erkenntnisse, wo andere, zumal behördliche Quellen, schweigen.[12] Wir erfahren in solchen auch «Egodukumente» genannten Texten viel aus dem Alltag früherer Zeiten, von der materiellen Kultur, von Spiel- sowie Arbeitswelten, erhalten oft auch Kenntnis von Geschichtsdeutungen von Menschen, die nicht zu den politischen Handlungsträgern gehörten.

In diesem Artikel liegt der Fokus auf bestimmten alltags- und religionshistorischen Aspekten, die dem Autor bei der Lektüre besonders ins Auge gestochen sind. Es ist ja stets eine Auswahl zu treffen, die meist den eigenen Präferenzen folgt. Es interessieren uns also einerseits der Einfluss fremder Dinge, Mentalitäten oder Menschen auf das Wägital, auch der im Jahre 1926 vollendete Wasserkraftwerksbau und seine Wahrnehmung[13], andererseits bewahrende Elemente

7 Vgl. Guzzi-Heeb Sandro, Passions alpines. Sexualité et pouvoirs dans les montagnes suisses (1700–1900), Rennes 2014.

8 Vgl. Schuler-Schwendeler Rosa, Rund um där Aubrig. Wouri Gschichtä und Gedicht us äm Wägital i dä märchler Mundart. Anekdoten, Gedichte, Wörterverzeichnis mit rund 1500 Erläuterungen, Vorderthal 1998 [224 Seiten] (zit.: Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig); Schuler-Schwendeler Rosa, Zwüsched Aubrig und Etzel. Numoll ä Würsch wouri Gschichtä us äm Wägital i dä Märchler Mundart, Altendorf 2006 [308 Seiten] (zit.: Schuler-Schwendeler, Zwüsched Aubrig und Etzel).

9 Zur Kunst des Erzählens und Erzähltalenten aus allen Kulturen vgl. sehr interessant Merkel Johannes, Hören, Sehen, Staunen. Kulturgeschichte des mündlichen Erzählens, Hildesheim 2015. Vgl. auch das Standardwerk Schenda Rudolf, Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa, Göttingen 1993.

10 Vgl. von Greyerz Kaspar/Brändle Fabian/Heiligensetzer Lorenz/Piller Gudrun/Leutert Sebastian, Texte zwischen Erfahrung und Diskurs. Probleme der Selbstzeugnis-Forschung, in: Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850), hg. von Kaspar von Greyerz/Hans Medick/Patrice Veit, Köln/Weimar/Wien 2002, S. 3–31; Brändle Fabian, Popular Autobiography in Switzerland, in: Egodokumentai ir privati Lietuvos erdvé. XVI-XX amžiuje, hg. von Arvydas Pacevičius, Vilnius 2013, S. 149–162 (zit.: Brändle, Autobiography).

11 Fried Johannes, Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik, München 2004, S. 48.

12 Haumann Heiko, Geschichte, Lebenswelt, Sinn. Über die Interpretation von Selbstzeugnissen, in: Haumann Heiko, Lebenswelten und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Forschung, Wien/Köln/Weimar 2012, S. 85–95, hier S. 86.

13 Vgl. Pfister Andreas, Diplomatie am Bau. Die Realisierung des Wasserkraftwerks im Wägital (1895–1926), in: Marchringheft, 55/2013. Diese Publikation basiert auf einer im Jahre 2010 an der Universität Zürich geschriebenen Lizentiatsarbeit. Vgl. auch für den Bau des Etzelwerks Jacober Ralf, Sihlsee, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8671.php [Status: 10.1.2017] (zit.: Jacober, Sihlsee); Der Sihlsee. Eine Landschaft ändert ihr Gesicht, hg. von Karl Saurer, Zürich 2003; Schwager Gerhard, Technischer Fortschritt in der bäuerlichen Schweiz. Die Realisierung des Etzelwerkprojekts 1897–1937, unveröffentl. Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1991 (zit.: Schwager, Fortschritt).

einer eigenen Wägitaler Identität, die sich gegen aussen abgegrenzt hat und noch heute weiter abgrenzt, so der persönliche Eindruck des Autors nach einem kurzen Besuch des Tals. Besonders unter die Lupe sollen Aussenseiterinnen und Aussenseiter genommen werden, oft als Originale bezeichnet, in der Regel arme Frauen und Männer, aber auch generell Randständige, im Wissen darum, dass eine Gesellschaft, so modern, aufgeschlossen und liberal sie sich auch gibt, oft nur von ihrem Umgang mit den Rändern her begriffen werden kann.[14] Dann sind auch religiöse Praktiken und Bräuche von Interesse, welche der (katholischen) Identität der Gegend förderlich waren. Ferner wurde nach Konfliktlinien innerhalb der vermeintlich harmonischen «Talgemeinschaft» gesucht.

«Zigermandli», Hausierer, Bettler, Wilderer, Ausländer: Randständige und Fremde im Tal

«Beim Ziger handelte es sich um eine Art Quark (Sauermilchkäse), den man durch Pressen und Trocknen eindickte und mit Kräutern würzte.»[15] Der geschmacksintensive Glarner Schabziger wurde nicht wie andere Käsesorten am Stück gegessen, sondern diente vornehmlich dem Würzen von Speisen, namentlich im Glarnerland selbst, wo man sich teure Gewürze wie Pfeffer nicht leisten konnte. Im 18. Jahrhundert wurde die Zigerherstellung mit wassergetriebenen Maschinen – etwa der Zigerreibe – mechanisiert. Um 1900 erlebten die Zigerherstellung respektive der -export ihren historischen Höhepunkt, ehe neue Milchprodukte den Absatz ins Stocken brachten, so dass viele Zigermanufakturen ihre Tore schliessen mussten. Da Gewürze nunmehr erschwinglicher wurden, haftete dem Ziger bald der Ruch des «Altväterlichen» an. Nichtsdestotrotz waren die nie um einen träfen Spruch verlegenen «Zigermandli» und «Zigerfrauen» noch weiter aktiv, indem sie ihre «Zigerstöckli» in Hausierertrucken oder Rucksäcken bis nach Süddeutschland hinein schleppten und von Haus zu Haus verkauften.[16]

Auch Rosa Schuler-Schwendeler erinnert sich an ein solches «Zigermandli» aus dem Glarnerland. Sie nennt ihn «Zigerchrääme». Der eher arme, schlecht gekleidete Mann sei bei ihren Grosseltern auf der Schrah in alt Innerthal vorstellig geworden und habe dort jeweils um Essen gebettelt. Der Glarner hielt offensichtlich nicht viel von Hygiene, denn er nahm seinen Rucksack samt «Zigerstöckli» sogar mit auf den Abtritt, wo er sie in Papier einwickelte! Der Grossvater beobachtete dies, verzichtete jedoch darauf, Skandal zu machen, meinte dann aber trocken zur Grossmutter, dass es von jetzt an keine «Zigerhörnli» mehr zu essen gäbe.[17]

Ein weiterer regelmässiger «Gast» aus dem Glarnerland war ein Bettler, der dreimal im Jahr um Unterkunft und Verpflegung anfragte. Gemäss Schuler-Schwendeler erbarmte man sich des armen Mannes und wusch dessen dreckige Kleider. Dem Glarner sei es indessen nie in den Sinn gekommen, *«däfür ämoll öppis z Hälfä oder wänigschtens äinisch dankä z sägä»*[18], sehr zum Ärger des ältesten Buben Peter, der den Bettler einfach für zu faul zum Arbeiten hielt. Der Mann sei einem unheimlich vorgekommen, er war also nicht wohlgelitten, der Barmherzigkeit, die er allenthalben genoss, zum Trotz. Als er einmal zwei Tage vor Weihnachten erschien, passte dies der Familie ganz und gar nicht. Der ungeliebte «Gast» erzählte indessen der ganzen Familie von seiner traurigen Kindheit. Er sei alleine, stinke, lebe ohne Fürsorge und Liebe einer guten Mutter. Dann erzählte er unheimliche Dinge, von Gespenstern und armen Seelen, die auf Erden wandeln: *«All händ Ourä und Augä uufgspeyrt bim Zuälosä.»*[19] Die Mädchen fürchteten sich. Als ihn Peter beleidigte, wurde der Mann wütend, packte seinen Rucksack, verschwand und ward niemals mehr gesehen. Diese kleine Geschichte verweist einerseits auf das Erzähltalent des Bettlers, andererseits auf den Stolz, den er seiner Not zum Trotz bewahrt hat. Dass Peter später ein schlechtes Gewissen hatte und sich tags darauf in der Kirche fragte, ob der Bettler auch genug zu essen habe, verweist auf die uralte christliche Tradition des Almosengebens, die sich im Katholizismus länger halten konnte als im Protestantismus. Peter konnte sogar kaum noch schlafen infolge seines schlechten Gewissens

[14] Vgl. Geremek Bronislaw, Les marginaux parisiens aux XIVe et XVe siècles, trad. du polonais par Daniel Beauvois, Paris 1976. Einen guten Überblick zur historischen Armutsforschung Westeuropas gibt Rheinheimer Martin, Arme, Bettler und Vaganten. Überleben in der Not 1450–1850, Frankfurt a. M. 2000.

[15] Vgl. Sauerländer Dominik/Dubler Anne-Marie, Käse, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version: 26.11.2014, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13951.php [Status: 22.12.2015].

[16] Vgl. zur Geschichte des Glarner Schabzigers Lüscher Erika/Frei Beat, 550 Jahre Schabziger. Geschichte und Rezepte, Lenzburg 2013.

[17] Schuler-Schwendeler, Zwüsched Aubrig und Etzel, S. 71.

[18] Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 79.

[19] Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 79. Zum allgegenwärtigen Motiv der Gespenstergeschichte vgl. beispielsweise von Wilpert Gero, Die deutsche Gespenstergeschichte. Motiv, Form, Entwicklung, Stuttgart 1994.

und phantasierte die ganze Nacht lang. Er wurde schwer krank, man liess gar den teuren Doktor Pfister aus Tuggen holen, der «Geissenanken» zum Einreiben der Beine und des Rückens verschrieb. Der Arzt diagnostizierte Kinderlähmung (Polio), gegen welche die damalige Medizin noch kaum Rat wusste.[20] Die Mutter dachte an die Verwünschungen des Bettlers, an schwarze Magie also. Peters letzte Stunde schien geschlagen zu haben, als die tiefgläubige Grossmutter den beliebten Pfarrer Dietzendanner bat, eine Messe für den Kranken zu lesen und sich eine plötzliche, als wunderbar rezipierte Heilung einstellte.[21] Vielleicht handelte es sich aber bei dieser Genesung um eine Wirkung von Autosuggestion.

Noch anfangs der 1940er-Jahre haben gemäss Schuler-Schwendeler *«nu öppädiä Bättler und Husirer»*[22] an der heimischen Türe angeklopft. Die Mutter als *«seylägueti Frau»*[23] habe sich dieser «abgerissenen» Männer erbarmt und ihnen stets geholfen, obwohl die sehr grosse Familie in diesen arbeitslosen Zeiten selber *«nüüd Vourigs»*[24] gehabt habe. Diese Solidarität zwischen den eher Armen und gänzlich Besitzlosen war durchaus typisch.

Ein übel riechender, kranker, später gar auf einer Tour erfrorener Hausierer verkaufte spottbillig Zündhölzer und machte zum Spott der Kinder gar Verluste,[25] ein Reisender hielt «Edifors» (ein Granulat gegen Haarausfall und für gesunde Knochen) und «Eimalzin» feil. Die Autorin erwähnt auch den Schneidermeister Josef-Maria Kälin aus Euthal, der mit einer Handnähmaschine ausgerüstet auf die Stör kam und den Wägitalern günstig Hosen oder auch Hirtenhemden anfertigte.[26] Berüchtigter war eine alte *«dreckige»* Frau aus Siebnen mit dem demütigenden Übernamen *«Biibälitschungg»*, die mit «Bibeli», also Küken, hausierte. Die Frau war gemäss Schuler-Schwendeler cholerisch und hinterhältig.[27]

Hausiererinnen und Hausierer waren tatsächlich bis zur Einführung der Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV) 1948 oftmals *«truurig arm Lüüt»*[28], wie Rosa Schuler-Schwendeler voller Mitleid festhält. In den harten Zeiten vor AHV und der Invalidenversicherung (IV)[29], also bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, war das Hausieren in vielen Fällen eine Art Refugium für alte und geistig behinderte, blinde oder anderweitig beeinträchtigte, randständige, von Armengenössigkeit oder anderer «Versorgung» bedrohte Menschen, die mit dem Mitleid ihrer treuen Kundinnen und Kunden rechnen konnten. Die Hausierer hatten es neben ihren Gebresten sehr streng, wenn sie, schwer beladen, bei Wind und Wetter, von Haus zu Haus wanderten und wortreich ihre Ware feilhielten. In der ländlichen Ökonomie fiel ihnen indessen eine wichtige Funktion in der Verbreitung von nicht einfach greifbaren Konsumgütern zu. Der ambulante Handel war gleichsam die Lokomotive der modernen Konsumgesellschaft. Zudem waren die Wanderhändler vor dem Zeitalter des Radios in ganz Europa allseits geschätzte Überbringer von Neuigkeiten und Gerüchten sowie von politischen «News», da sie relativ weit, manchmal sogar über Landesgrenzen hinweg, herumkamen und somit oft weltläufige gewandte Erzählerinnen und Erzähler waren. Einige wenige Hausierende schrieben gar über ihr mühseliges Leben und sind faszinierende Beispiele für eine insgesamt sehr reichhaltige Schriftkultur «von unten».[30]

20 Ein Impfstoff gegen die gelegentlich epidemisch auftretende, manchmal sogar tödlich verlaufende Polio, eine der Geisseln der Kindheitsgeschichte, wurde erst im Jahre 1954 durch Jonas Salk auf den Markt gebracht. (Seytre Bernard/Shaffer Mary, The Death of a Disease. A History of the Eradication of Poliomyelitis, New Brunswick 2005.)

21 Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 80–81. Vgl. auch Hersche Peter, Agrarische Religiosität. Landbevölkerung und traditionaler Katholizismus in der voralpinen Schweiz 1945–1960, Baden 2013, hier S. 175–186 (zit.: Hersche, Agrarische Religiosität); Hartinger Walter, Religion und Brauch, Darmstadt 1992, hier S. 99–117.

22 Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 166.

23 Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 166.

24 Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 166.

25 Vgl. auch Inglin Meinrad, Begräbnis eines Schirmflickers und andere Erzählungen, Zürich 1980; Das gefrorene Herz [Spielfilm von Xavier Koller; nach der Kurzgeschichte «Begräbnis eines Schirmflickers» von Meinrad Inglin], Zürich 1979.

26 Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 44.

27 Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 45.

28 Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 167.

29 Vgl. Degen Bernard, Entstehung und Entwicklung des schweizerischen Sozialstaates, in: Geschichte der Sozialversicherungen, hg. von Schweizerisches Bundesarchiv, Zürich 2006, S. 17–48.

30 Vgl. allgemein zur populären schweizerischen Schriftlichkeit Brändle, Autobiography. Zum Wanderhandel vgl. beispielsweise Brändle Fabian, Über Stock und Stein, bei Wind und Wetter. Schweizer HausiererInnen in (auto-)biographischen Texten, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 2006, S. 93–102; Fontaine Laurence, History of Pedlars in Europe, Cambridge 1996; Büchner Robert, Tiroler Wanderhändler. Die Welt der Marktfahrer, Strassenhändler und Hausierer, Innsbruck/Wien 2011.
Eine spannende, sehr ungewöhnliche Autobiografie hat der Toggenburger Gregorius Aemisegger verfasst, der beinahe bis zu seinem 100. Geburtstag hausierte! Vgl. Das lange Leben eines Toggenburger Hausierers. Gregorius Aemisegger (1815–1913), hg. von Fabian Brändle, Wattwil 2007 (Wattwil 2008) (2. Auflage). Vgl. die ebenso faszinierende Lebensgeschichte des Solothurner Aussenseiters Peter Binz: Unstet. Lebenslauf des Ärbeeribuebs, Chirsi- und Geschirrhausierers Peter Binz, von ihm selbst erzählt, hg. von Albert Vogt, Zürich 1995.

Die angeführten Randständigen bewegten sich am Rande zur Illegalität, denn Bettelei und die so genannte «Heimatlosigkeit» standen bundesweit unter Strafe. Wer beim Betteln erwischt wurde, dem drohte die Verfrachtung «per Schub» in die Heimatgemeinde, wo den Bettelnden das (meist) demütigende Armenhaus erwartete.[31]

Noch eindeutiger kriminell als Bettelnde, die oft nicht allzu streng verfolgt, ja mehr oder weniger geduldet wurden, waren indessen Wilderer. Kaum eine andere Leidenschaft bewegt viele Gemüter so sehr wie das Jagdfieber. Seit dem 19. Jahrhundert existiert ein romantisches Bild vom Wilderer, der hoch über den Tälern Steinböcken und Gämsen nachstellt und sich dabei verdeckte und offene Kämpfe mit Wildhütern liefert.[32] Er bandelt gerne mit schönen Sennerinnen an, hat ein gutes Herz, singt leicht obszöne Lieder, ist ein «Rebell» gegen Staat und (katholische) Kirche. Zum Ende der geradezu stereotyp ablaufenden Storys integriert er sich dann wieder in die «gute Gesellschaft», indem er als einst Geächteter eine sozial höher gestellte Frau, manchmal gar die Tochter des Wildhüters, heiratet.

Wie so oft ist die Wirklichkeit weit nüchterner. Zwar waren Wilderer tatsächlich oft in regelrechte Kleinkriege gegen Wildhüter verwickelt, Kleinkriege, die sogar in der Schweiz (Doppelmord auf der Gruobialp) bisweilen Tote forderten. Doch waren die Motive der Wilderer kaum so edel, deren Freiheitsdrang nicht so ausgeprägt, wie uns Heimatromane und -filme Glauben machen wollen. Oft waren nämlich schiere Not, der Mangel an Fleisch oder die profane Gier nach Trophäen Triebfedern für die heimliche Pirsch ins Hochgebirge.[33]

Rosa Schuler-Schwendeler berichtet über das Wildern in der Nachkriegszeit aus eigener Erinnerung: *«I dä Füfzgerjourä isch es nu öppä vourchou, ases au dou und detta imä Wald gfräfled und gwildäred wourdä-n isch.»*[34] Der wackere Förster Benz habe oft nächtelang auf Frevler gelauert, oft genug vergebens, denn die Wilderer bevorzugten Nacht und Dunkelheit, und das unwegsame Gelände im Hochgebirge bot ihnen genügend Deckung. Das Wildern war ohnehin ein «social crime» (soziales Verbrechen), wie englische Kriminalitätshistoriker seit den 1970er-Jahren sagen, ähnlich dem Holzdiebstahl in Wäldern, den auch die Autorin erwähnt, ausgeführt von zwei damals jugendlichen und leichtfertigen Onkeln, wie sie schreibt.[35]

Die «Täter» genossen die Nachsicht und den Rückhalt breiter Teile der Bevölkerung, die davon ausging, bloss alte Rechte gegen staatliche Zumutungen zu verteidigen. Deshalb kamen beide Delikte so häufig vor. Die Obrigkeiten taten sich denn auch schwer mit der Normendurchsetzung.

Wilderer waren in der Regel Einheimische. Das Wägital kannte im 20. Jahrhundert aber auch regelmässige Besucher und Gäste aus der Fremde. Nicht unbedingt freiwillig waren dies beispielsweise Soldaten, die während beider Weltkriege im Kanton Schwyz stationiert waren. Während die Wägitaler Männer auswärts Dienst zu leisten hatten, wurden nach der

[31] Vgl. Meier Thomas Dominik/Wolfensberger Rolf, «Eine Heimat und doch keine». Heimatlose und Nicht-Sesshafte in der Schweiz (16.–19. Jahrhundert), Zürich 1998; Gadient Rudolf, Bettler, Frevler, Armenhäusler. Die Armen von Flums im 19. Jahrhundert, Zürich 1991; Epple Ruedi/Schär Eva, Stifter, Städte, Staaten. Zur Geschichte der Armut, Selbsthilfe und Unterstützung in der Schweiz 1200–1900, Zürich 2010. Für die frühe Neuzeit im Aargau sehr gut recherchiert und die erbarmungslos harte Haltung der Obrigkeit (zum Beispiel in Form von Bettlerjagden) dokumentierend: Dubler Anne-Marie, Armen- und Bettlerwesen in der Gemeinen Herrschaft «Freie Ämter» (16. bis 18. Jahrhundert), Basel 1970.

[32] Die verschiedenen Verfilmungen dieses Stoffes (erstmalige Verfilmung bereits 1921 unter der Regie Ewald André Duponts) beruhen auf einem Roman von Wilhelmine von Hillern aus dem Jahre 1873, der das Leben der emanzipierten Tiroler Blumen- und Porträtmalerin Anna Stainer-Knittel (1841–1915) verarbeitet. (Päsler Susanne, Die Geier-Wally. Eine Romanfigur im Spiegel ihrer Popularität, in: Augsburger Volkskundliche Nachrichten, 1/1995, S. 24–37; Stainer Nina, Anna Stainer-Knittel, Malerin, Innsbruck 2015.)

[33] Vgl. zu einem besonders spektakulären Zentralschweizer Wilderer und zweifachen Mörder: Blatter Michael, Doppelmord auf der Gruobialp. Ein Wildererfall zwischen Obwalden und Nidwalden, Kriens 2002. Vgl. ausserdem Girtler Roland, Wilderer. Soziale Rebellen im Konflikt mit den Jagdherren, Linz 1988; Schindler Norbert, Wilderer im Zeitalter der Französischen Revolution. Ein Kapitel alpiner Sozialgeschichte, München 2001; Thompson Edward P., Whigs and Hunters. The Origin of the Black Act, Harmondsworth 1977. Sozialgeschichtlich sehr aufschlussreich ist die Autobiografie eines notorischen Sarganserländer Wilderers und «Frevlers»: Bonderer Bäschi, Lebensbeichte eines Frevlers, Vättis 1995. Zu diesem in vielerlei Hinsicht aussergewöhnlichen Selbstzeugnis vgl. Brändle Fabian, Auf verbotener Pirsch. Die «Lebensbeichte» des Vättner Frevlers Sebastian «Bäschi» Bonderer, in: Terra plana, 45/2015.2, S. 45–50.

[34] Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 165.

[35] Vgl. Albion›s Fatal Tree. Crime and Society in Eighteenth-Century England, hg. von Douglas Hay, New York 1975. Zum so genannten «Holzfrevel» vgl. Huwyler Daniel, Holzfrevel im ländlichen Luzern des Ancien Régime. Der Einfluss land- und forstwirtschaftlicher Strukturen auf ein kleinkriminelles Delikt, Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1993. Zum Holzfrevel im Wägital vgl. Schuler-Schwendler, Rund um där Aubrig, S. 46–47.

Abb. 1: Nach der Mobilmachung 1939 waren rund 600 fremde Offiziere und Soldaten im Wägital einquartiert. Für die Einheimischen verursachte das Militär einerseits Umtriebe, andererseits brachte es Verdienst sowie Versorgung aus der Soldatenküche für notleidende Familien. Auf dem Foto kolonniert sich ein Verband mit Pferden und Wagen, unter anderem mit einem Artillerie-Geschütz (rechts unten), beim Gasthaus Stausee (links) in neu Innerthal auf der Strasse in Richtung Staudamm auf.

Abb. 2: Seit 1894 verkehrte eine Postkutsche bis alt Innerthal. Die meisten Reisenden waren Gäste des neu erbauten Kurhauses Bad Wäggital. Auf dem Foto stehen hinter dem Zaun wohl Bedienstete – vorwiegend weibliche – des Betriebes, links von ihnen die zweispännige Postkutsche.

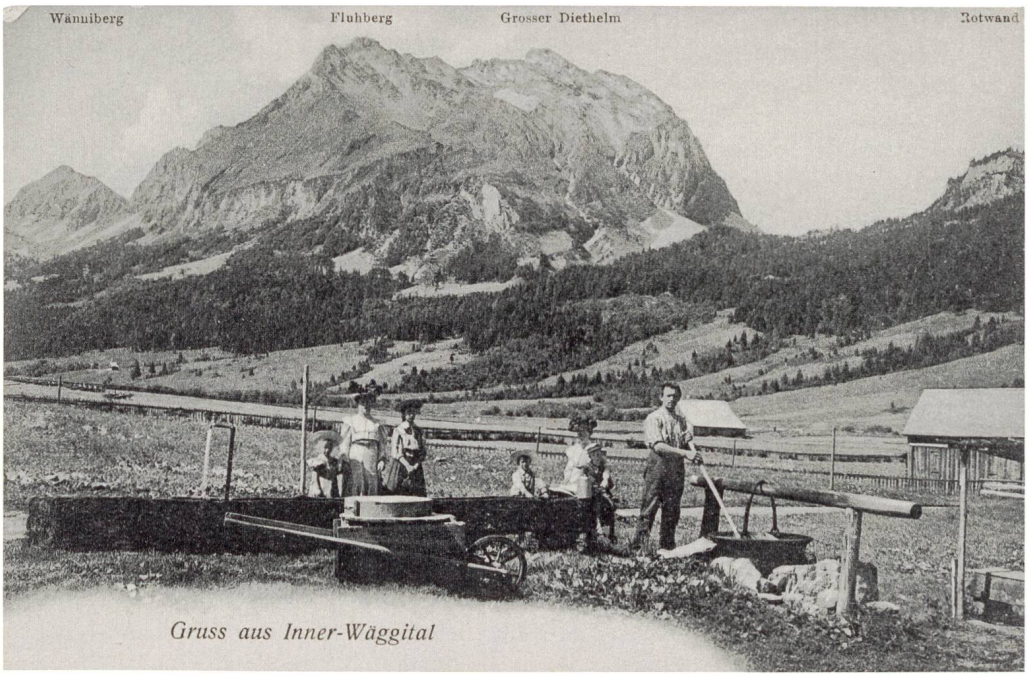

Abb. 3: Julianna Mächler, ein Armeleutekind und später Mutter der Autorin Rosa Schuler-Schwendeler, freundete sich mit reichen Kurgästen aus Zürich an. Fasziniert war sie vom Goldschmuck der feinen Damen. Die Ansichtskarte zeigt eine für das Foto inszenierte Begegnung zwischen Kurgästen und einem Sennen in alt Innerthal.

Mobilmachung des Jahres 1939 rund 600 fremde Soldaten und Offiziere im Tal einquartiert, sehr zur Verwunderung und zum Ärger der damals noch jungen Rosa Schuler-Schwendeler.[36] In Innerthal war eine Flabbatterie stationiert zum Schutze der Staumauer. Diesem Zweck diente auch ein Drahtseil, das gegen Tieffliegerangriffe vom Aubrig zum Gugelberg gespannt wurde. Und auf der Strasse errichteten Wehrmänner Panzersperren. Die Armee brachte indessen einige Vorteile für die Einheimischen. Die Soldaten konsumierten nämlich in den Wirtshäusern und kauften in den Dorfläden ein. Für die Familie Schuler und andere Familien gab es Näh- und Flickarbeiten zu erledigen. Zudem versorgten sich viele oftmals notleidende Familien mit Resten aus der Soldatenküche. Dazu schickten sie ihre Kinder mit Suppenkesseln zur Küche, die unterhalb der Fabrik einquartiert war. Sehr schmackhaft und deshalb bei den Kindern äusserst beliebt war der Kakao. Das Treiben der fremden Soldaten war auch ansonsten sehr spannend und stand unter der ständigen Beobachtung der neugierigen Dorfkinder, die sogar nachts die neuerbauten Bunker erkundeten.[37]

Dass Fremde im Tal weilten, war nicht unbedingt neu. Bereits seit dem Jahre 1894 verkehrte regelmässig eine Postkutsche bis alt Innerthal. Die Reisenden wollten meistens ins neu erbaute, grosse Kurhotel Bad Wäggital gelangen, wo ihnen das warme Quellwasser Heilung von ihren diversen Krankheiten versprach. Im Kurhaus bot man den Gästen auch Milch-, Molken-, Luft- und Wasserkuren an. Gemäss Schuler-Schwendeler fanden namentlich Leidende an Leber, Nieren, Darm, Lunge und Magen Linderung im abgelegenen Gebirgsort. Besonders beliebt, auch bei den zahlreichen Kurgästen, war der «Chrüüter Hannes-Sepp». Dieser Mann flocht weithin berühmte Blumensträusse aus Alpenrosen, Anemonen, Edelweiss oder Enzianen. Doch hatte er auch andere, in den Augen so mancher Einheimischer unheimlichere Talente. Sein Übername, so erinnerte sich die Autorin an die Worte ihrer Mutter Julianna Mächler, war nämlich *«Häxämäischter»*[38]. «Hannes-Sepp» ging dem Kurhaus zur Hand, indem er es mit Heilkräutern aus der Umgebung versorgte. Er war ein wahrer Experte im Mischen heilsamer Ingredienzen und stellte Mixturen für Heilbäder zusammen. Er bildete sich durch die Lektüre von Fachliteratur weiter und war bei den fremden Ärzten beliebt. Sein Erfolg

[36] Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 123.

[37] Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 124.

[38] Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 39.

provozierte indessen den Neid der Abergläubischen, die ihn in die Nähe der Hexerei rückten. Sein mysteriöser Tod im Jahre 1928 blieb ein Geheimnis genau wie der Verbleib seiner zahlreichen Kräuterbücher.

Die Mutter Rosa Schuler-Schwendelers freundete sich als Schülerin mit reichen Kurgästen aus Zürich an. Für sie als Armeleutekind sei es wunderbar gewesen, barfuss auf den herrlich weichen Teppichen zu gehen. Fasziniert war Julianna Mächler auch vom Goldschmuck der feinen Damen. Umso grösser war der Schrecken, als zwei ihrer besten Bekannten auf einer einfachen Bergwanderung an einer an sich harmlosen geschützten Stelle zu Tode stürzten.

Italiener, Spanier und «urüebigi Ziitä»: Die Wahrnehmung des Baus des Wägitaler Wasserkraftwerks

Bereits im Jahre 1885 hatten fünf Männer das «Wetzikoner Konsortium» gegründet mit dem Ziel, Wasser und Wildbäche im hinteren Wägital zu fassen und somit elektrische Energie zu gewinnen.[39] Der Bezirksrat March gewährte ein Jahr später eine Konzession. Die relative Nähe zur Grossstadt Zürich gab sicherlich den Ausschlag zur Wahl des Standortes Wägital.[40] Der Erste Weltkrieg verhinderte vorläufig eine Realisierung. 1921 vereinigten sich die Nordostschweizerische Kraftwerke AG (NOK) und das Elektrizitätswerk der Stadt Zürich (EWZ) zur «A.G. Kraftwerk Wäggital» (AKW), die das als Winterspeicherwerk konzipierte «Kraftwerk Wägital» realisieren sollte. Im Jahre 1918 kam es in Vorderthal zum Bau eines Maschinenhäuschens für Sondierungs- und Vorarbeiten. Nach langen Verhandlungen, Untersuchungen und Probebohrungen begann man im Jahre 1922 mit dem Aushub für die heutige Staumauer «im Stockerli». Die beiden Gemeinden Vorder- und Innerthal waren sich vorher in einem langfädigen Rechtsstreit in den Haaren gelegen. Bald mussten die ersten Wägitaler Familien ihre Häuser infolge Sprengarbeiten verlassen. Manche fanden in Galgenen oder anderswo in der March eine neue Heimat, andere zogen viel weiter fort, bis nach Amerika. Viele Heimwehwägitaler kamen bis zu ihrem Tod besuchsweise immer wieder in ihre alte Heimat, ebenso manche Nachkommen. Der Historiker Erwin Horat bemerkt, dass es «kaum Widerstand»[41] seitens der Bevölkerung oder der Behörden gegen den Bau des Werkes gab. Anders als später im Hochtal Ursern engagierte sich keine breite schweizerische Öffentlichkeit gegen den Verlust von Kulturland. Zudem drohte Enteignung, und die Streulandsiedlung des Wägitals verhinderte gemäss Horat eine gewisse Solidarität der Betroffenen.[42]

Wie der Historiker Gerhard Schwager in seiner Lizentiatsarbeit zur Realisierung des Etzelwerkes 1897–1937 ausführte, herrschte in den Jahrzehnten nach 1900 auch in der Zentralschweiz ein gewisser Fortschrittsglaube, zumindest in gewissen Kreisen der Eliten auch die Mentalität, «im Dienst der nationalen Unabhängigkeit»[43] für Strom zu sorgen. Man glaubte an einen generellen Aufschwung sowohl der regionalen als auch der nationalen Volkswirtschaft. Die nationale Unabhängigkeit durch die Autonomie in der Energieversorgung sollte gewährleistet werden. Wer dagegen votierte, so Propagandaschriften, vertrete «kleinliche, lokale Auffassungen».[44] Die Gegner beklagten zwar den Verlust von Kulturland und rieten, bei einer bescheidenen kleinbäuerlichen Lebensweise zu verbleiben, blieben aber in der Minderheit.[45]

Gemäss den Angaben der Autorin der beiden Selbstzeugnisse waren am Bau des Kraftwerks bis zu 3000 Arbeiter beteiligt. Viele von ihnen waren Ausländer aus Italien oder Spanien. Andreas Müller schreibt denn auch, Italienisch sei die Lingua franca[46] auf den Baustellen gewesen. Aber auch Schweizer Arbeiter etwa aus dem Wallis kamen herbei und erledigten die schweren Erdarbeiten. Das Gemisch provozierte

[39] Vgl. auch Horat Erwin, Realisierte und nicht realisierte Staudammprojekte im Kanton Schwyz, in: Horat Erwin et al., «Streit und Staat». Geschichte der politischen Unruhen im Kanton Schwyz, Schwyz 2007 (Schwyzer Hefte, Bd. 90), S. 91–104 (zit.: Horat, Staudammprojekte); Horat Erwin, Stauseebau im Wägital und in Einsiedeln, in: Horat Erwin et al., Schwyzer Erinnerungsorte, Schwyz 2014 (Schwyzer Hefte, Bd. 100), S. 161–165, 175; Müller Andreas, Gestaute Wasser. Eine Secondo-Familie beim Bau der Staumauer Wägital 1921–1925. Geschichte als Erzählung, Reichenbach 2011 (zit.: Müller, Gestaute Wasser); Pfister Ivo/Bärtschi Hans-Peter, Eine Kathedrale für die Elektrizität. Das Kraftwerk Wägital in Technik- und Architekturgeschichte, in: Marchring. Volks- und Heimatkunde der Landschaft March, 37/1997, S. 39–64. Vgl. auch den Roman von Hüppin Beat, Talwasser, Bern 2016.

[40] Vgl. zu Standortvorteilen von Berggebieten nahe von Grossstädten und zum Diktum von den Alpen als «Europas Batterie»: Mathieu Jon, Die Alpen. Raum – Kultur – Geschichte, Stuttgart 2015, S. 170.

[41] Horat, Staudammprojekte, S. 92.

[42] Horat, Staudammprojekte, S. 92.

[43] Schwager, Fortschritt, S. 95.

[44] Zitiert nach Schwager, Fortschritt, S. 96.

[45] Schwager, Fortschritt, S. 96.

[46] Müller, Gestaute Wasser, S. 32.

Abb. 4: Am Bau des Wasserkraftwerks im Wägital waren Schweizer und viele Arbeiter aus Italien oder Spanien beteiligt. Unter der Arbeiterschaft kam es wohl immer wieder zu Radau. Ausserdem gab es gesundheitliche Gefährdungen, etwa durch auftretendes Erdgas nach Sprengungen. Die Patienten wurden im eigens errichteten Notspital versorgt.

wohl auch Konflikte. Deshalb sei es im früher eher beschaulichen Wägital *«urüebig zuä- und häärgange»*.[47] Zuerst habe man eine Verbindungs- und Transportstrasse errichtet. An der ganzen Strecke habe man Schlafbaracken und Kantinen erbaut. Die meisten Wägitaler nahmen Schlafgänger auf und profitierten somit zumindest kurzfristig vom Bau des Werks. Nutzniesser waren auch jene Wirtinnen und Wirte, die eigens neue, teilweise grosszügige Wirtshäuser bauten. Ein Holzbau mit Theater und Kino bot Platz für rund 500 Gäste![48] Die Polizei hatte oft alle Hände zu tun, um bisweilen handgreiflich ausgetragene Konflikte zwischen Schweizern und Ausländern oder zwischen anderen Gruppierungen unter Kontrolle zu bringen. Die Welt der Bauarbeiter war eben eine raue. Der manchmal überbordende Alkoholkonsum liess den Gewaltpegel weiter ansteigen. Mit notorischen Streithähnen verfuhr die Bauleitung rigoros: Wer erwischt wurde, der wurde ausbezahlt und hatte die Grossbaustelle schnurstracks zu verlassen!

Ausserdem gab es gesundheitliche Gefährdungen. Zum Beispiel stiess man beim Sprengen überall auf Erdgas, das bei so manchem Arbeiter Gasvergiftungen verursachte. Die Patienten wurden im eigens errichteten Notspital versorgt.

Schliesslich habe ein italienischer Pfarrer den vielen italienischen Arbeitern in einer Baracke jeden Sonntag die Messe gelesen. Sein gebrochenes Deutsch habe zu vielen, oftmals erheiternden Missverständnissen mit den einheimischen Ministranten geführt. Manche italienische «muratori» blieben in der Zentralschweiz hängen und gründeten dort eine Familie. Sie brachten wohl auch ihre kulturellen Eigenheiten wie das feine Essen mit in die neue Heimat.

Das gigantische Bauwerk wurde, erst halbfertig, am 31. Oktober 1923 vom damaligen Pfarrer von Lachen, Urban Meyer, eingeweiht. Einheimische seien nur *«beschämend wenig»*[49] anwesend gewesen, was auf eine gewisse Verbitterung schliessen lässt[50]. Der Schmerz, für immer Abschied zu nehmen, liess sie der Zeremonie fernbleiben. Den Pfarrer Dietzendanner musste man 1924 gar mit Gewalt aus seinem Haus holen, er leistete also zumindest passiven Widerstand gegen die Überflutung seiner Heimat. *«Mängä isch us luuter Verzwiiflig fascht überägschnapped.»*[51] Besonders zu Herzen

[47] Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 20.

[48] Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 22.

[49] Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 24.

[50] Vgl. auch Müller, Gestaute Wasser, S. 56.

[51] Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 25

Abb. 5: Mit dem Strassen- und Wasserkraftwerkbau sowie dem Stausee entstanden im Wägital neue grosszügige Wirtshäuser. Die Aufnahme zeigt das 1925 eröffnete Gasthaus & Post neu Innerthal, das heutige Gasthaus Stausee. Im Torbogen steht August Spiess, der erste Pächter des Betriebs. Als Bezirksammann der March war er ein grosser Förderer des Kraftwerkbaus.

ging den Einheimischen die Sprengung der 400-jährigen Kirche vom 9. August 1924. Insgesamt verschlangen die Fluten rund 500 Hektaren Kulturland. Nicht weniger als 87 Menschen mussten für immer aus Innerthal fortziehen, was der kleinen Talgemeinschaft demografisch arg zusetzte. Widerstand gegen die geplante oder ausgeführte Talflutung wie im Urserental[52] oder auf der Göscheneralp[53] war dennoch bloss auf symbolhafte Handlungen begrenzt, so scheint es zumindest. So beschlossen die Einheimischen, im Jahre 1924 einen Umzug mit Pferd und Wagen. Man kehrte in sämtlichen Wirtshäusern ein und trank vermutlich einen über den Durst: *«Di äintä händ welä iirä Chummer abäspüelä und di Jungä händs äifach nuchli wela luschtig ha.»*[54] Zu gewaltsamen Aktionen kam es aber selbst nach dem exzessiven Alkoholkonsum nicht. Man machte im Wägital scheinbar lieber die Faust im Sack, als dass man sich handfest wehrte.

Religiöses Leben als Identitätsstiftung

Die österreichische Religionshistorikerin Oliva Wiebel-Fanderl hat in einem auf der genauen Lektüre von Selbstzeugnissen fussenden Buch die katholische Religion als «Heimat» bezeichnet.[55] Was meint sie damit? Heimat seien den (katholischen) Gläubigen weniger abstrakte theologische Vorstellungen oder die einsame Bibellektüre, wie dies im Protestantismus üblicher sei. Heimat seien ihnen vielmehr kollektive, feierliche, ritualhafte Praktiken wie das laute Rosenkranzbeten, die farbenprächtigen, manchmal gar prunkvollen Prozessionen oder die nicht nur der geistlichen Einkehr dienenden Wallfahrten gewesen. Auf solche Weise werde Religion sinnlich erfahrbar, emotional erlebbar und somit lebensweltlich verankert. In seinem ebenso gehaltvollen, manchmal auch witzigen Werk zum «agrarischen» Katholizismus in zwei Schweizer Kantonen der unmittelbaren Nachkriegszeit ist der Berner Historiker und Barockexperte Peter Hersche den Aussagen von Wiebel-Fanderl weitgehend

[52] Vgl. Haag Erich, Grenzen der Technik. Der Widerstand gegen das Kraftwerkprojekt Urseren, Zürich 2004.

[53] In Einsiedeln (Sihlsee) setzte die literarische/filmische Verarbeitung der Umsiedlung erst rund 50 Jahre später ein. (Vgl. Jacober, Sihlsee.) Müller Emanuel/Gamma Reto, Hochspannung. Wie die Urschner gegen einen Stausee kämpften und die Göscheneralp untergehen musste, Altdorf 1982. Zum Widerstand in Graubünden vgl. Pitsch Thomas, Geschichte der Elektrifizierung im Val Müstair. 1912–2008. Die Förderung der weissen Kohle, Tschierv 2010; Thurston Bryan Cyril, Rettet die Greina. Die einzigartige Gebirgslandschaft zwischen Graubünden und Tessin, Tavanasa 1984.

[54] Schuler-Schwendeler, Zwüsched Aubrig und Etzel, S. 86.

[55] Vgl. Wiebel-Fanderl Oliva, Religion als Heimat? Zur lebensgeschichtlichen Bedeutung katholischer Glaubenstraditionen, Wien/Köln/Weimar 1993 (Kulturstudien, Bd. 29). Zur frühneuzeitlichen protestantischen Reform der vorreformatorischen kirchlichen Rituale vgl. Karant-Nunn Susan C., The Reformation of Ritual. An Interpretation of Early Modern Germany, London 1997.

gefolgt.[56] Er stützt sich dabei mehrheitlich auf Interviews mit Zeitzeugen, die den «traditionellen», «ursprünglichen», teilweise an den Barock gemahnenden, voralpinen Katholizismus der Jahre 1945 bis 1960 beschreiben. Die von Hersche angewandte Methode der «Oral History» erlaubt einen relativ unmittelbaren, «authentischen» wissenschaftlichen Zugriff auf die Erfahrungsebene der einheimischen Akteurinnen und Akteure, auf den so genannten «native›s point of view»[57], genauso, wie dies Selbstzeugnisse (Autobiografien, Kindheitserinnerungen, Tagebücher, Briefe) tun. Der in Appenzell Innerrhoden aufgewachsene Historiker Hersche stützt sich in seinem Buch nicht zuletzt auf persönliche Erinnerungen an einen spätestens seit den Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils nicht mehr derart sinnlich erfahrbaren Katholizismus.

Auch die beiden Bände Rosa Schuler-Schwendelers sind voll von Reminiszenzen an einen rituell begründeten, traditionsbewussten Katholizismus, wie er damals für die fünfförtigen katholischen «Kernlande» der Schweiz typisch war.

Es werden nun einige solcher Rituale vorgestellt und dabei zu zeigen versucht, dass Andacht, Eifer und Inbrunst nicht immer im Zentrum der zumeist im Kollektiv praktizierten Religiosität und Frömmigkeit standen, sondern auch «Weltliches» bis hin zu gesellschaftlichen Konfliktlinien.

Zu den beliebtesten Manifestationen des kollektiv zelebrierten Glaubens zählten zweifellos die zahlreichen Prozessionen.[58] In alt Innerthal fand jedes Jahr am Pfingstnachheiligtag eine prachtvoll inszenierte Flurprozession statt:

«Mer hät luut bbätted und gsungä däbii. Dä Baldachin überem Pfarrer mit dä Monstranz isch vo dä Gmäindrotsmitglieder träit wordä. Im Innerthal sind a dem Tag ali Hüüser wunderbar gschmückt gsi. Vor jederä Huustüürä isch ä Häiligästatuä gstandä mit brännendä Cheyrzä. Jedä Huusigang hät mer mit ämä gflochtnä Wisbäbluemächranz gschmückt.»[59]

Das Dorf putzte sich also heraus, man wollte zeigen, was man hatte, kleidete sich in den besten Sonntagsstaat. Alle machten mit. Den Baldachin trugen die Gemeinderatsmitglieder entsprechend ihrer herausragenden politischen Stellung im Dorf. Die Prozession bildete eben auch dörfliche Hierarchien ab – ein Prinzip der Trennung von Kirche und Staat gab es nicht.[60]

Genauso beliebt wie die Prozessionen waren die Wallfahrten zu lokalen und regional bekannten Gnadenorten. Die Wallfahrt als Akt der ausseralltäglichen Frömmigkeit und Geselligkeit kennt eine lange Tradition. Der erwähnte Historiker Peter Hersche weist in seinem Standardwerk zur katholischen Barockkultur auf die Wallfahrt als religiöses Freizeitvergnügen hin.[61] Für Hersche ist die barocke Wallfahrt

56 Vgl. Hersche, Agrarische Religiosität. Vgl. auch Kuonen Roland, Gott in Leuk. Von der Wiege bis ins Grab. Die kirchlichen Übergangsrituale im 20. Jahrhundert, Freiburg 2000; Brändle Fabian, «Nach der kirchlichen Totenfeier, die ernst und schwer war, ging es zum frohen Leichenmahl ins Restaurant Hirschen.» Ländliche Luzerner Bubenwelten der 1930er- und 1940er-Jahre, in: Geschichte – Kultur – Gesellschaft. Historische Gesellschaft Luzern Jahrbuch, 30/2012, S. 87–100; Oldenburg Jens/Ueltschi Kathrin, Verborgene Feste. Wie religiöse Gemeinschaften in der Schweiz ihre Feste feiern, Zürich 2013. Zu den vielfältigen Bedeutungen und Funktionen vormoderner Rituale vgl. Muir Edward, Ritual in Early Modern Europe, Cambridge 1997. Vgl. zu den Übergangsriten der Vormoderne: von Greyerz Kaspar, Passagen und Stationen. Lebensstufen zwischen Mittelalter und Moderne, Göttingen 2010. Zur Theorie der Rituale vgl. Handelman Don, Models and Mirrors. Towards an Anthropology of Public Events, New York 1998.

57 Vgl. den Standard- und begriffsprägenden Beitrag Geertz Clifford, «From the Native›s Point of View». On the Nature of Anthropological Understanding, in: Bulletin of the American Academy of Arts and Sciences, 28/1974.1, S. 26–45.

58 Vgl. Felbecker Sabine, Die Prozession. Historische und systematische Untersuchungen zu einer liturgischen Ausdruckshandlung, Altenberge 1995; Moving Subjects. Processional Performance in the Middle Ages and the Renaissance, hg. von Kathleen Ashley/Wim Hüsken, Amsterdam 2001; Krull Lena, Prozessionen in Preussen. Katholisches Leben in Berlin, Breslau, Essen und Münster im 19. Jahrhundert, Würzburg 2013.

59 Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 73.

60 Erst die Änderung der Verfassung des Standes Schwyz vom 25. März 1992 formulierte in den Paragrafen 91, Abs. 1: «Die römisch-katholische und die evangelisch-reformierte Kirche werden als Kantonalkirchen anerkannt. Sie sind öffentlichrechtliche Körperschaften mit eigener Rechtspersönlichkeit.» und 92, Abs. 1: «Die Kantonalkirchen organisieren sich im Rahmen von Verfassung und Gesetz nach demokratischen Grundsätzen selbständig.» (Gesetzsammlung des Kantons Schwyz, Neue Folge, Bd. 18.1: 1. Januar 1990 bis 31. Dezember 1994, Schwyz 1996, S. 297.)

61 Hersche Peter, Musse und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter, Bd. 2, Freiburg/Basel/Wien 2006, S. 794 (zit.: Hersche, Musse und Verschwendung 2). Vgl. auch Hersche Peter, Die Lustreise der kleinen Leute. Zur geselligen Funktion der barocken Wallfahrt, in: Geselligkeit und Gesellschaft im Barockzeitalter, hg. von Wolfgang Adam, Wiesbaden 1997, S. 321–332. Vgl. auch Brückner Wolfgang, Die Wallfahrt zum Kreuzberg in der Rhön, Würzburg 1997; Hartinger Walter, Mariahilf ob Passau. Volkskundliche Untersuchung der Passauer Wallfahrt und der Mariahilf-Verehrung im deutschsprachigen Raum, Passau 1985; Martin Philippe, Les Chemins du Sacré. Paroisses, processions, pèlerinages en Lorraine du XVIème au XIXème siècle, Metz 1995; Martin Philippe, Pèlerins de Lorraine, Metz 1997; Bernard Birgit, Die Wallfahrten der St. Matthias-Bruderschaften zur Abtei St. Matthias in Trier, Heidelberg 1995.

ein Musterbeispiel für das Scheitern der ursprünglich disziplinierend intendierten tridentinischen Reformen. Sie war nicht nur ein gewaltiger wirtschaftlicher Faktor, sondern auch ein Beispiel für die «spezifisch katholische Lebensphilosophie von Musse und Verschwendung»[62] jener Epoche, zudem ein Modell für die Vermischung zwischen Profanem und Sakralem.

Zu den Motiven einer Einzel- oder Kleingruppenwallfahrt zählten die Gewohnheit und die familiäre Tradition oder individuelle Anliegen, bisweilen die Erhörung bei einem Gelübde, der Dank für einen erfüllten Wunsch, ein Gebrechen, Liebeskummer oder andere persönliche Probleme wie Kinderlosigkeit. Doch gab es auch weltliche Motive zu konstatieren: «Die Wallfahrt hatte in früheren Zeiten nämlich auch Ausflugscharakter. Sie bot in einer Zeit, in der die Menschen noch wenig mobil waren, eine der eher seltenen Abwechslungen vom Alltag und seiner Arbeit.»[63]

Man redete miteinander, genoss die Natur, nicht zuletzt gönnte man sich ein gutes Essen mit Dessert und kaufte sich vielleicht ein Souvenir. Daneben kam natürlich das gemeinsam gesprochene Gebet, namentlich der Rosenkranz, nicht zu kurz.

Etwa im Jahre 1943 unternahm die Autorin gemeinsam mit ihrer Nachbarin Frau Glanzmann eine Wallfahrt nach Tuggen. Der Weg betrug rund 13 Kilometer. Man ging ihn zu Fuss, «per pedes apostolorum» sozusagen. Die Strapazen lohnten sich jedoch, denn just an jenem Tag war auch Jahrmarkt in Siebnen: *«Das isch däs eyrscht Moll gsi i miim Läbä, as iäch ä so öppis gsey ha.»*[64] Und tatsächlich gab es da viel zu bestaunen, das Karussell beispielsweise, dessen laute Musik jedoch der Autorin nicht gefallen wollte. Dann ging es weiter nach Tuggen zur Kapelle *«Lindbourt Anäli»,* wo die beiden Freundinnen *«i äinärä Lüüti dä Rousächranz bbätet»*[65] haben. Doch war Rosa nicht recht bei der Sache, denn der Jahrmarktrummel in Siebnen wollte ihr nicht aus dem Kopf. Frau Glanzmann ermahnte die Zerstreute, endlich Ernst zu machen mit ihren Gebeten, damit sie einen Lebtag lang keinen Kummer an Beinen und Füssen zu ertragen habe. Die Angesprochene wunderte sich, denn just die Füsse taten ihr weh vom vielen Marschieren. Zurück in Siebnen, genossen die beiden nochmals die ausseralltäglichen Freuden des Jahrmarkts, ehe sie in einer Wirtschaft einkehrten und das lange ersehnte Mittagessen bestellten. Es gab eine feine Bratwurst mit *«Böläschwäitzi»*[66], welche das Mädchen regelrecht verschlang, denn Fleisch stand ansonsten nicht regelmässig auf dem Speiseplan der doch eher armen Familie. Retour ins heimische Wägital nahmen die beiden Frauen dann das Postauto, ein weiterer kleiner Luxus.

Für die Autorin war jener Tag offensichtlich unvergesslich. Die beiden Wägitalerinnen verpassten es nicht, zusätzlich zum religiösen «Programm» auch den Jahrmarkt in Siebnen zu besuchen, fein zu essen und den Tag rundum zu geniessen.

Auch nach Einsiedeln pilgerten Wägitalerinnen und Wägitaler noch bis in die 1950er-Jahre hinein zu Fuss. Der übliche Termin war damals der Auffahrtsfeiertag im Wonnemonat Mai. Mit von der Partie war stets eine geistliche Begleitung, der auch ein wenig Kontroll- und Aufpassfunktion zukam, denn auf Pilgerreisen kamen sich auch die beiden Geschlechter nahe, gefährlich nahe in den Augen der Kirchenvertreter.

Stolz traten die Talleute die Wallfahrt mit Kreuz und Fahne an. Doch hatte man auf dem langen Weg stets Zeit zu einem Schwatz, ja, das *«Lärmä und luute Gschnäder»*[67] war unüberhörbar. In Einsiedeln übernachteten Pilgerinnen und Pilger, Erwachsene wie Kinder. Am nächsten Morgen hiess es kaum nach der Messe bereits den Rückweg antreten. Wieder wechselten sich Beten und geselliges Schwatzen ab.

Neben der oftmals in Gemeinsamkeit gepflegten und gegen aussen hin demonstrierten Religiosität war der Wägitaler Dialekt wichtig für die Herausbildung einer spezifischen kollektiven Identität.[68] Und auch das einheimische Essen, die tägliche und feiertägliche Kost, trug zum Selbstverständnis als Wägitaler bei, zumal das Essen in der Grossfamilie nach einem Tischgebet stets gemeinsam eingenommen wurde. So schrieb Schuler-Schwendeler in ihrem Buch einige Rezepte auf, *«wes d Muetter gmacht hät»*.[69]

62 Hersche, Musse und Verschwendung 2, S. 794.

63 Hersche, Agrarische Religiosität, S. 177.

64 Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 185. Vgl. auch Brändle Fabian, Jahrmarkttaumel. Konsumsozialisation in schweizerischen und süddeutschen Selbstzeugnissen, 1900–1960, in: Regionale Konsumgeschichte. Vom Mittelalter bis zur Moderne. Referate der Tagung vom 26. bis 28. Februar 2014 im Bildungszentrum Kloster Banz, hg. von Wolfgang Wüst, unter Mitarbeit von Susanne Bohn und Marina Heller, [Erlangen] 2015, S. 231–237.

65 Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 185.

66 Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 186.

67 Schuler-Schwendeler, Zwüsched Aubrig und Etzel, S. 95. Zur Geschichte der Wallfahrt nach Einsiedeln vgl. Ringholz Odilo, Wallfahrtsgeschichte Unserer Lieben Frau von Einsiedeln. Ein Beitrag zur Culturgeschichte, Freiburg i. Br. 1896. Vgl. auch Kälin Kari, Schauplatz katholischer Frömmigkeit. Wallfahrt nach Einsiedeln von 1864–1914, Freiburg i. Üe. 2005.

68 Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 188–189.

69 Schuler-Schwendeler, Zwüsched Aubrig und Etzel, S. 268–270.

Doch sollte man vorsichtig sein, das Gemeinsamkeit Stiftende solcher Rituale und Praktiken nicht zu übertreiben.[70] Denn stets bestanden Konfliktlinien innerhalb der allzu harmonisch beschriebenen «Talgemeinschaft», etwa zwischen Reich und Arm, zwischen Konservativen und Liberalen, Zugezogenen und Alteingesessenen.

Schuler-Schwendeler erwähnt solche Konflikte nicht so häufig, doch da und dort schimmern sie auf, etwa im weiter oben beschriebenen Umgang mit als schmutzig, unverschämt und frech, ja diebisch wahrgenommenen Randständigen. Und die Innerthaler und Vorderthaler Schuljugend stand miteinander *«uf Chriegsfuess»*[71], wie die Autorin anmerkt. Den Vorderthalern sagten ihre Rivalen spöttisch «Katzen». Diese konterten mit dem ebenso höhnischen Ausdruck «Hühner». Streiche und manchmal physische Gewalt gehörten zum Umgang der rivalisierenden Jugendlichen dazu. Solche bisweilen alles andere als spasshaften Neckereien jugendlicher «Knabenschaften» waren damals noch überall in Europa zu beobachten.[72]

Schluss

Die Lektüre von Rosa Schuler-Schwendelers Bücher durch den Autor zielte auf eine alltags- und sozialgeschichtliche Auswertung. Die im Jahre 1932 geborene Wägitaler Bauerntochter versteht es, die Leserschaft mit spannenden, mit Anekdoten und Witzen gewürzten Erzählungen bei Laune zu halten. Ihre Erfahrungen reichen indessen bis zur Jahrhundertwende zurück, denn sie lässt dank ihres guten Gedächtnisses auch ihre Mutter ausführlich zu Wort kommen. Diese «indirekte Erinnerung» ist freilich quellenkritisch sicher nicht unproblematisch.

Das Wägital, soviel steht fest, war trotz seiner räumlichen Abgeschiedenheit kein Ort der Isolation, denn fremde Hausierer, Landstreicher, Vagierende, Bettler oder Kleinhändler besuchten es regelmässig, oft zum Unwillen der Einheimischen, welche diese Fremden als bedrohlich wahrnahmen und sich von ihnen abgrenzten. Doch andererseits brachten solche Auswärtige Neuigkeiten und Klatsch ins Tal, waren also irgendwie beliebt. Bereits um 1900 kamen erste Touristen ins Hotel Bad Wäggital, gefolgt von den oft Radau machenden Arbeitern des Kraftwerkbaus der späten 1910er- und 1920er-Jahre. Im Gegensatz zu den Urschnern nahmen die Wägitalerinnen und Wägitaler den Bau des damals grössten europäischen Wasserkraftwerks zwar wehmütig und trauernd, aber sehr selten widerständig hin, so zumindest der Eindruck nach der Lektüre der beiden Erinnerungsbände. Die Einheimischen profitierten teilweise von Kostgängern, Wirtshausgästen und Ladenkunden. Doch dürfte auch die allgemeine Fortschritts- und Elektrizitätseuphorie ihren Teil zur mehrheitlichen Zustimmung zum Staudammbau beigetragen haben, wie der Historiker Gerhard Schwager zum Etzelwerk in Einsiedeln schreibt.[73] Auch die beiden Weltkriege brachten dringend benötigten Verdienst ins Land, denn die Ernährer der vielköpfigen Familien waren häufig im Aktivdienst. So verpflegten sich Einheimische in dieser Zeit bisweilen von Resten der Soldatenküche. Namentlich die Kinder, die ohnehin in Haus und Hof mitanzupacken hatten, gingen mit ihren «Chesseli» auf Essenstour. Die Frauen erledigten während beider Weltkriege ein schier unglaublich strenges Arbeitspensum.

Schuler-Schwendeler scheint die Konfliktlinien innerhalb der Dörfer zu übertünchen. Sie berichtet manchmal kurz von solchen Konflikten, so von den mitunter gewaltsam ausgefochtenen Rivalitäten der beiden «Knabenschaften» des Wägitals. Insgesamt erscheint nach der Lektüre eher ein Bild der Harmonie als des Konflikts, obschon Kleinkriminalität wie Wilderei oder Holzdiebstahl durchaus zumindest gestreift werden. Die systematische Auswertung von Gerichtsakten würde wohl ein gänzlich anderes Bild der vielschichtigen Wägitaler Gesellschaft jener Jahrzehnte zeichnen. Eine solche Gesamtschau hat die Basler Historikerin Claudia Töngi für die häusliche Gewalt und die Gewalt an Pflegekindern im ebenfalls alpinen Kanton Uri unternommen.[74]

Sehr lesenswert sind die Betrachtungen Rosa Schuler-Schwendelers zur Religiosität im katholischen Berggebiet, einer Religiosität, die durch Rituale, Gemeinsinn, Emotionalität, aber auch Geselligkeit und Freude gekennzeichnet sind.

Es gäbe noch viel zu erzählen und zu erforschen über die Alltags- und Sozialgeschichte des Wägitals in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Rosa Schuler-Schwendelers interessante zwei Selbstzeugnisse können dabei Ausgangspunkt gezielter mikrohistorischer Fragestellungen sein.

[70] Vgl. dazu sehr kritisch Niethammer Lutz, unter der Mitarbeit von Axel Dossmann, Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, Reinbek bei Hamburg 2000.

[71] Schuler-Schwendeler, Rund um där Aubrig, S. 82.

[72] Vgl. Caduff Gian, Die Knabenschaften Graubündens. Eine volkskundlich-kulturhistorische Studie, Chur 1932.

[73] Vgl. Schwager, Fortschritt.

[74] Vgl. Töngi Claudia, Um Leib und Leben. Gewalt, Konflikt, Geschlecht im Uri des 19. Jahrhunderts, Zürich 2004.